

8

Beziehungen Friedrichs des Großen zur Stiftung
der Universität Berlin.

Rede

zur Feier des 3. August 1886

in der Aula

der

Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

gehalten

von dem zeitigen Rector

Paul Kleinert.

Berlin 1886.

Buchdruckerei der Königl. Akademie der Wissenschaften (G. Vogt),
Universitäts-Straße 8.

hu-be

Hochgeehrte Festversammlung!
Liebe Commilitonen!

Ein eigener Ton klingt in diesem Jahre herein in die wiederkehrende Feier, welche die Universität zu Ehren ihres königlichen Stifters begeht. Wenige Tage noch, und ein volles Jahrhundert scheidet uns von dem Heimgang des großen Königs, welcher den Namen Preußen der Weltgeschichte übergeben hat. Auf dem Hochpunkt des Aufschwunges, dessen Anfängen die Errichtung unserer Hochschule angehört, hat Friedrich Wilhelm III in dem Aufruf an sein Volk das Gedächtniß jenes großen Vorgängers wachgerufen als eine Macht, die Güter behaupten zu helfen, welche die Vorfahren unter ihm blutig erkämpft. Das war die Wahrheit der Sache; aber es war auch die Pietät des Hohenzollern, welche das Verdienst jedes eigenen Werkes am liebsten in die Ruhmeskrone der Vorfahren hineinflicht. Es wird im Sinne des edlen Königs sein, dem unsere Feier gilt, wenn, um Sein Werk in der Stiftung dieser Hochschule zu ehren, wir den Blick auf die Beziehungen richten, welche Friedrich den Großen mit dieser Stiftung verknüpfen.

Nahe genug ist es uns ja gelegt, dieser Beziehungen zu gedenken. Eine Kette von Thatsachen, welche zugleich Sinnbilder sind, schlingt sich herüber von den Tagen des großen Königs zu jeder Feier, die wir hier begehen. In einem vertrauten Briefe vom Jahr 1737 schrieb der Kronprinz Friedrich: „Unsere Universitäten

und unsere Akademie befinden sich in einem traurigen Zustande; es scheint als wollen die Musen aus diesen Landen entfliehen.“ Sechszwanzig Jahre später kehrte der König, ein ruhmgekrönter Sieger, aus den Schlachten des siebenjährigen Krieges zurück. Die vielersehnte Stunde war gekommen, den freudigen Geist in Werken ungestörten Friedens auswirken zu lassen. Zu den ersten gehörte die Vollendung des Palastbaus, den er neun Jahre zuvor für den Prinzen Heinrich begonnen. Da gab sich seine Stimmung Ausdruck in den Anordnungen, die er für den Bilderschmuck des Saalbaus traf. Er habe, schreibt er dem Prinzen, den Maler Guiglielmi beauftragt, den Saal mit Götterscenen, den Plafond der Galerie mit der Darstellung des Apollo zu schmücken, dem Aurora voranschreitet, während die Horen und blumenstreuende Genien ihn begleiten. Wiederum vergeht fast ein Vierteljahrhundert: da läßt in seinem Todesjahr der greise König die erste Kunstaussstellung in Berlin eröffnen. Unter den Namen der Aussteller finden wir den des Prinzen Friedrich Wilhelm: eine Zeichnung der Minerva ist es, welche den zukünftigen Thronerben unter den Werken der Künstler vertritt. Es ist der nämliche, der vierundzwanzig Jahre darauf als König Friedrich Wilhelm III das Palais des Prinzen Heinrich der Universität zum bleibenden Besitz überwiesen hat. Auf alle unsere Festversammlungen schauen, auch im Verbleichen ein Gruß des großen Königs, die Gestalten hernieder, die sein Wille hierhergestellt. Er hat uns das Haus gebaut.

Das Haus gebaut — auch in einem tieferen Sinne, als in diesem der nächsten und greifbaren Wirklichkeit. Hochbedeutsam für Friedrichs Werden zum Könige war jene ostpreussische Reise des Jahres 1739. Ein Heldenthum opfernder Sorge erschien ihm da das großherzige Wirken seines Vaters, der aus einer Wüstenei einen Gottesgarten geschaffen, eine Horde von Bettlern durch eine glückliche Bevölkerung ersetzt hatte; und unter der Begeisterung, mit der er dies Wirken erfasste, vernarbten die Wunden seines Her-

zens. Von Stund an treten in aller Thätigkeit Friedrichs die mannhaften Charakterzüge des Vaters heraus, je länger desto deutlicher. Aber schon ehe dies Willensgepräge aus den Tiefen der mächtig angelegten Natur hervorbrach, war die geistige Gestalt seines Wesens bestimmt, mit der es verschmolz. Auf den Ursprung dieser geistigen Eigenart weist die anschmiegende Innigkeit, mit der das Herz des Jünglings und auch noch das Gedenken des Greises an seiner Mutter gehangen. Wie Sophie Charlotte, die Gemahlin Friedrich I, war auch Sophie Dorothea, die Gemahlin Friedrich Wilhelms I, eine Prinzessin des Hannoverschen Hofes, dessen geistige Belebtheit und Regsamkeit an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert sich geschichtlich mit dem Namen von Leibniz verknüpft hat. Mit dem mütterlichen ist das großmütterliche Erbe in der Geistesart Friedrichs aufgegangen. Neben der Aufgeschlossenheit für jedes geistige Interesse jene ungemeine Beweglichkeit des Geistes, welche alles Begegnende zum inneren Eigenthum verarbeitet, welche nur Eins nicht kennt, nämlich die Rast, und zur Erholung wählt, was anderen angestrengte Arbeit dünken würde; neben der Gabe auch das Kleinste mit Geist und das Alltägliche mit Neuheit zu sagen, jene Fähigkeit des feinsten Empfindens, welche jeden seiner Briefe zu einem Kunstwerk macht, aus dem nicht blos Art und Gabe des Schreibenden, sondern auch die Eigenart des Empfängers dem Leser greifbar entgegentritt; neben der Lust an der Gymnastik des schlagfertigen Wechselgesprächs und an der Aufdeckung sophistischen Scheines die lauschende Hingebung für alles, was mit dem Eindruck des Bedeutenden und Bildenden an ihn herantritt, und die treue Pietät für jeden, dem sein inneres Leben eine wirkliche Bereicherung verdankt hat: so stieg der Fürst zu Throne, der bei dem ersten Universitätsakt seiner Regierung Geist und Willen zugleich in dem Charakterwort ankündigte: „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werthgehalten werden.“

Weit und groß formirte sich diesem Geiste die ideale Aufgabe einer Volkserziehung am Ganzen, als er mit dem preussischen Thron das Vermächtniß des preussischen Gedankens antrat, in allem, was Schule heißt, ein Interesse des Staates und in seiner Förderung eine vornehmste Regentenpflicht zu erblicken. Ein Geringes dünkte dem Könige die äußeren Hülfen, mit denen jeder Arbeit und Noth seines Volkes aufzuhelfen er nicht müde ward, gegenüber dem höheren Ziel, den Wohlstand des Volkes dauernd auf eine Eigenthätigkeit zu begründen, die auf Einsicht beruht. Denn störrisch und unlenksam sei nur ein Volk, das in geistiger Stumpfheit gehalten sei; um das Rechte zu thun, müsse es zum rechten Erwägen angeleitet sein. Nicht von dem formlosen Schalten elementarer Volkskräfte konnte sein an der Geschichte genährter Geist den Bestand seines Werkes, das Heil der Zukunft erwarten — für Rousseau's Naturvergötterung hatte er nur schneidende Ablehnung — sondern davon, daß jeglicher Ertrag der geistigen Cultur gesammelt, angeeignet und in fortgehender Mehrung weitergegeben werde. Je höher das Ziel, um so weniger durfte die mühsame Arbeit von unten auf gescheut werden. Mit fester Hand nahm Friedrich die soliden Anfänge auf, mit denen sein Vater die Gestalt des preussischen Volksschulwesens begründet hatte. Nur durch die Kriegsjahre unterbrochen bezeichnen seinen Weg die Pflichterinnerungen an Edelleute und Geistliche zur Förderung der Landschulen; die Instructionen zur Heranbildung tüchtiger Lehrer im Inlande und zur Heranziehung derselben aus Sachsen und den thüringischen Fürstenthümern; die Anordnungen zur Organisation des Volksschulwesens in Schlesien, in Minden und Ravensberg, Cleve und Mark, welche in dem Generallandschul-Reglement von 1763 gipfeln; die Opfer endlich und Veranstaltungen, mit denen die preussische Volksschule in jenen polnischen Landestheilen aufgerichtet wurde, die bis zum Jahre 1773 auch nicht einmal die Vorstellung eines Volksunterrichts gehabt hatten. Und wenn unter die-

ser strömenden Fülle allerdings auch jener Erlafs von 1779 begegnet, welcher die frühere Einschärfung nur zum Schuldienst Vor- gebildeten ein Schulamt zu geben lockert, um für die Abtragung der Staatspflicht gegen ausgediente Krieger auch hier einen Weg zu öffnen, so wird aus diesem Zeichen dankbarer Gesinnung des Kriegsherrn eine abfällige Charakteristik des Unterrichtsregenten um so weniger herzuleiten sein, als die Prüfung auch dieser An- wärter auf ihre Verwendbarkeit ausdrücklich vorbehalten blieb.

Noch mehr aber sein eigenstes Eigenthum strebten seit dem siebenjährigen Kriege die Lieblingsneigungen des Königs dem Aus- bau des höheren Schulwesens zu. Nicht in dem, was Zedlitz zu den Gedanken des Königs hinzugethan, liegt das grösste Verdienst dieses Ministers, sondern in der Raschheit und Sicherheit, mit der er diese Gedanken aufgefaßt und zu Ende gedacht, in der Geschick- lichkeit und Energie, mit der er sie in Organisation umgesetzt hat. Was wir von deutschem Unterricht in unsern höheren Schulen besitzen, geht auf Friedrichs Aussaat zurück. In der sicheren Be- herrschung der Muttersprache erblickt er die nothwendige Voraus- setzung, in einem lebendigen und wohlgegliederten Geschichtsunter- richt das förderlichste Mittel zur Erweckung jener geistigen Selbst- thätigkeit, an der ihm alles lag. Die Seele aber seiner Bestrebun- gen liegt in dem Nachdruck, mit dem er auf der Pflege des latei- nischen und griechischen Unterrichts als der unentbehrlichen Grund- lage aller höheren Geistesbildung unablässig bestand. Seit Beginn des Jahrhunderts war das theologische Element in der höheren Bil- dung im Zurückweichen, welches diesen Sprachen im Unterrichts- wesen der Reformation die Centralstelle gesichert hatte. Scharfen Auges erkannte der König die Gefahr, welche von da aus dem Selbstwerth der klassischen Studien erwuchs. Die Wahrnehmung, daß das Ansehen derselben in Deutschland sinke, wird ihm zur herben Anklage. Es scheine, daß die Deutschen, des Ruhmes gründlicher Gelehrsamkeit überdrüssig, auf den Punkt gelangt seien,

ohne die Anmuth des französischen Geistes in dessen Oberflächlichkeit zu verfallen. Ihm selbst hatte die Ungunst seiner Jugendbildung die Kenntniß der alten Sprachen vorenthalten. Aber mit welcher Liebe und Arbeit hat er diese Lücke auszugleichen getrachtet; mit welcher unablässiger Anspannung gerungen, auch durch die kümmerlichste Übersetzung zu Nerv und Geist des Alterthums hindurchzudringen! Nicht die Stürme der Politik, nicht die Beschwerden des Kriegslagers, nicht Reisen, nicht Krankheit — erst der Tod hat ihm die Klassiker aus der Hand genommen.

Noch Eines fand der König an dem Betrieb der höheren Studien in Deutschland auszusetzen. Unter den Grundsätzen der Leibniz'schen Denkweise haben wenige eine deutlicher spürbare Einwirkung auf ihn ausgeübt, als der, daß Klarheit und Deutlichkeit die Zeichen der Wahrheit seien. Erst in der Bestimmtheit des glücklichen Ausdrucks genügte ihm der Gedanke. Es ist diese Werthung der Form, welche ihn dem werdenden Ringen der deutschen Literatur entfremdet hat. Sie hat ihn früh getrieben, in der durch eine hohe Litteraturblüthe polirten Sprache Frankreichs die gewiesene Waffe für seinen blitzenden Geist zu erkennen und zu handhaben. Sie hat bewirkt, daß die bedeutenden Einflüsse, welche Christian Wolff auf die Anfänge seines Philosophirens geübt, bald und je weiterhin desto mehr durch die packende Falschheit Bayle's und durch die Einwirkungen der Engländer, namentlich Locke's verdrängt wurden, welche ihm in Voltaire's bestechender Darstellung nahetraten. Empfindlicher als andere mußte den Bewunderer der Form die Neigung berühren, die er an deutschen Gelehrten wahrnahm, statt einer spiegelklaren und eindrucksvollen Mittheilung der Gedanken und Sachen selbst, welche die geistige Mitthätigkeit erzwingt, mit breiten Erörterungen um die Sache her zu kreisen, den Gedanken abzustumpfen, die Mittheilung unwirksam zu machen. Es war ihm wie ein Aufathmen, als er nach dem schwülstigen Pathos Gottsched's bei Gellert die Fähigkeit schlichten und einleuch-

tenden Ausdrucks fand. Gewiß wäre es unrecht, um des starken Gewichts willen, das Friedrich mit seinem gesammten Jahrhundert auf die Frage nach dem Nutzen der Wissenschaften legt, ihm das innerliche Interesse für die Wissenschaft als solche absprechen zu wollen. Alles, was den Geist erhellet, will er gepflegt und geehrt wissen, weil es an sich der Kräftigung der Seele diene. Und die directen Verdienste, welche er sich zumal um die historische Wissenschaft erworben, wie möchten wir ihrer in einem Säcularjahr vergessen, das aus dieser Einen Stadt drei Fürsten der Geschichtswissenschaft zu dem Königlichen Schaarfürher hinübergerufen hat. Aber so sehr das ernste Interesse für die Wissenschaft selbst zur Sammlung hervorragender Gelehrten um seinen Hof, zur Neubelebung der Akademie der Wissenschaften mitgewirkt; der Herzensantheil, den er daran genommen, lag nicht so sehr auf der Seite der Forschung, als auf der der Mittheilung: auf der Werthschätzung der Form. Das zeigen die eigenen Leistungen, mit denen der gekrönte Weise an den Arbeiten der Akademie sich betheiligt hat. Mit genauster Sorgfalt des Ausdrucks sind sie darauf angelegt, als Muster einer vornehmen und doch allverständlichen, durch Wärme hinnehmenden, durch Abrundung wirksamen Darstellung zu gelten und zu wirken.

Alle diese Thätigkeiten des großen Königs: die feste und allgemeine Organisation der Volksschule, die richtunggebende Energie im höheren Schulwesen, die Förderung eines Wissenschaftsbetriebes, der nicht blos zu forschen sondern auch durch Mittheilung in's Ganze zu wirken vermag: sie sind ja gewiß zugleich sehr viel mehr, aber sie sind doch auch Substructionen, Mauern, Strebe- Pfeiler für den Hausbau der Universität. Und auch die Umrisse des Daches blicken herein. Zur einen Seite Kant's Aufsteigen in Königsberg, Fr. A. Wolf's Berufung nach Halle — zukunftsvolle Zeugnisse von der Pflege der philosophischen und philologischen Centralstudien an den vorhandenen Hochschulen. Zur andern Seite

die beredten Mittheilungen nicht blos des Berliners Nicolai sondern auch des Göttingers Eckard über den emsigen Betrieb und das weite Ansehen, dessen sich in den letzten Jahrzehnten Friedrichs die regelmässigen öffentlichen und Privatvorlesungen der Berliner Gelehrtschaft über Sprachen und Litteraturen, über Medicin, Mathematik, Physik, Chemie erfreuten. Feiern wir in diesen Tagen mit der ältesten Hochschule des deutschen Reiches die hohe Blüthe, welche sie nach kleinen Anfängen früh erklommen und durch ein halbes Jahrtausend behauptet hat, so mag es einer der jüngsten unter ihren Schwestern vergönnt sein, ihr kurzes Dasein über ein Jahrhundert hinaus zu erweitern durch das Gedenken des Vorlebens, in dem sie vor ihrer Geburt da war. —

Dreissig Jahre, schreibt Friedrich in einem merkwürdigen Briefe an d'Alembert vom October 1772, dreissig Jahre würden vorübergehen, ehe die Frucht seines mühevollen Ringens um Reform und allseitige Hebung des Unterrichts an's Licht kommen werde. Achtunddreissig Jahre nach diesem Zukunftswort ist die Universität Berlin in's Leben getreten. Nicht eine bloße Nachbildung von Vorhandenem erstand sie, sondern einen Umschwung des deutschen Universitätswesens kündigt sie an: zum ersten Mal begegnet uns der Gedanke einer von Grund auf national gedachten Hochschule, der von ihr aus im raschen Lauf alle deutschen Universitäten erobert hat. National nicht im Sinne einer banausischen Ausschliesslichkeit, welche vergäße, was von den besten Männern jener Tage so nachdrücklich betont ward: dafs es zum Charakter dieser deutschen Nation gehört, mehr als national zu sein, und ihre besonderste Geistesarbeit so zu leisten, dafs sie zugleich für die Entwicklung der Menschheit gethan ist. Aber national durch den bewussten Willen, die besten Kräfte der Nation wie in einem Brennpunkt zu sammeln und auf das werdende Geschlecht wirken zu lassen, damit deutsche Art und Arbeit unverkümmert erhalten bleibe; die Wissenschaft aber mit dem Bewusstsein zu erfüllen,

daß um zu leben sie ein Vaterland haben, und um für die Welt zu wirken sie vorab für's Vaterland wirken müsse.

Woher dieser mächtige Impuls, der unserm Jahrhundert die Richtung gegeben? Entstammt er, wie etliche gemeint haben, der Revolution und dem Ungestüm, mit dem ihr Dämon über die Lande schritt? Aber nur die abgestorbenen Äste knickt der Wintersturm; das neue Grüne kommt nicht aus dem Sturm, sondern aus den Wurzeln, die tief verborgen in der Erde lagen. Gegenüber dem schmerzlichen Eindruck, daß Friedrich bis zu seinem Ende die volle Schätzung der deutschen Litteratur nicht gefunden — die doch in den Spuren seiner Füße aufgesproßt ist — hat man wohl darauf hingewiesen, daß wenige so scharf wie er die Schatten des Volkes erkannt und gezeichnet, dessen Sprache er schrieb. Und sicherlich, auch als französischer Schriftsteller hat Friedrich ebenso wenig ein Deutscher zu sein aufgehört, wie in Mark Aurel, den er so hoch verehrte, die Züge des römischen Imperators durch die des griechischen Schriftstellers verwischt sind. Aber was darüber hinaus gesagt werden muß, ist dieses, daß zu dem gewaltigen Aufgang der deutschen Nation im neunzehnten Jahrhundert kein Mann des achtzehnten eine so nahe Beziehung der Vorarbeit und Grundlegung hat, als Friedrich der Große. Wohl hatte er ein Recht, in jenem berühmten Ausblick auf die zukünftige Geistesherrlichkeit seines Volkes sich mit Moses zu vergleichen. Ein Moses war er, nicht bloß in dem Schauen des unerreichten Zieles, sondern auch in der Führung an die Schwelle des Eintritts. Durch ihn erst hat unser Volk gelernt, daß es ein Vaterland habe, für das einzustehen höchste Mannespflicht und Mannesehre sei. Und das Geheimniß dieser unberechenbar großen Wirkung, die von ihm ausgegangen, liegt in dem Ernst, mit dem er die Idee des Monarchen, die Pflicht des Regenten zum Inhalt seines Lebens gemacht hat. Mag es ähnlich klingen, wenn Ludwig XIV seine Regierungsweisheit in dem Wort zusammenfaßt, daß der König der Staat sei, und wenn Friedrich

schreibt: Der Fürst ist im Volke, was im Körper das Herz. Mag man diese Ähnlichkeit zu der Formel versteinern, daß Friedrichs Regierung als aufgeklärter Despotismus zu bezeichnen sei: wie wenig ist damit erklärt, daß jene Weisheit Ludwigs, den Nachkommen als eine Losung des Egoismus hinterlassen, die Wurzeln der Monarchie zerstört und das Volk von einer Todeszuckung zur andern geführt, während Friedrichs Gedanke die Monarchie in's Herz des Volkes gepflanzt und jedem Tode desselben als ein Panier der Wiedererweckung hinterlassen hat. Nichts anderes als ein Opfer des Lebens ist die sechsundvierzigjährige Regierung dieses Königs gewesen: deutsches Königthum, dessen väterlicher Charakter allem Volk verständlich und unwiderstehlich die Herzen hinnahm; ob er nun vom Morgen bis zum Abend den ersten und schwersten Dienst des Landes auf die unermüdlichen Schultern legt, ob er im Feldlager die Beschwerden des geringsten Soldaten mitträgt, ob er den dankenden Bürgern der eingäscherten und von ihm wiedergebauten Stadt Thränen in den Augen antwortet: „Zu danken habt ihr nichts; dafür bin ich da!“ So hat ihn der mannhafte Stamm der Ostfriesen verstanden und ihm entgegengejubelt, da der König zum ersten Mal in ihrer Mitte erschien: „O Koning, groot van Macht, van Goedheit, van Verstand, meer Vader in ons Hart als Koning van ons Land!“

Je mehr die geistige Arbeit unsers Jahrhunderts den Blick geschärft hat für das unbewufte Schaffen der Volksseele in Sprache und Recht und Sitte, um so gewaltigere Umrisse gewinnt im Gegenwurf das Schaffen eines Fürsten, der, Er allein, den verstreuten Gliedern eines nicht gewachsenen sondern gewordenen Staates ein gemeinsames Bewußtsein, eine Seele eingehaucht hat; durch den, indem er das preussische Volk zum Volk gebildet, das Wiederaufleben des deutschen erst möglich geworden ist; unter dessen Händen die alte Reichsherrlichkeit zerstob, nicht weil er sie zu zerstäuben für sein letztes Ziel gehalten, sondern weil unter

der erstorbenen Hülle seine Hände die Gestalt eines neuen Lebens formten. Und wenn unter dem Strudel des kriegerischen Tageswerkes wir aus dem Munde des königlichen Dichters Klänge vernehmen, wie den mächtigen Sang vom grollenden Rheinstrom (1758), wie die ergreifende Ode an das selbstmörderische Volk der Deutschen (1760); wenn die Hörsäle von Königsberg 1762 ihre besten Jünglinge entsenden, freiwillig unter die Fahnen ihres Königs zu treten: wer sähe in solchen und ähnlichen Zügen nicht die nationale Seite des Aufschwunges vorausschatten, in den die Stiftung unserer Universität sich eingliedert hat.

Ja grade der Universität gegenüber tragen diese Verknüpfungen einen besonders deutlichen Charakter bewußter und wollender Vorarbeit. Wie hoch grade Friedrich die formbildende Macht der Alten zu schätzen angelegt war: viel mehr noch als die ästhetische ist es ihre erziehende, ihre charakterbildende Gewalt, welche jenen brennenden Eifer für die Hebung der klassischen Studien in ihm genährt hat. Vaterlandsgefühl, Vaterlandsliebe sollen die Jünglinge, auf denen die Zukunft des Staates ruht, von den großen Römern und Griechen lernen: dahin münden seine Weisungen. Sie sollen lernen, daß, wie sie dem Vaterlande alles danken, so sie alles und sich selbst dem Vaterlande schulden. Jene Briefe über die Vaterlandsliebe, welche der fast Siebzigjährige mit dem Feuer eines Jünglings geschrieben, schloß mit dem Wort: Das Vaterland um einen guten Bürger bereichern, ist mehr als seine Grenzen erweitern. Wie ein geharnischter Mann ist dieß Wort dem Grabe des großen Königs entstiegen, als die Noth der ehernen Zeit rief. Denn was ist es anders, als sein Wiederklang, wenn Friedrich Wilhelm III den Stiftungsgedanken unserer Universität mit dem Wort begrüßte: der Staat muß an geistigen Kräften ersetzen, was er an physischen verloren. —

Der vaterländische Aufschwung, den dieß Stiftungswort ankündigte, war zugleich ein religiöser, und am wenigsten der Theo-

loge darf diese Thatsache übersehen. Dem Könige Friedrich jene specifisch christlichen Überzeugungen zuschreiben, welche er nicht hatte — weder dieser Stelle würde es anstehen, noch der Pietät gegen sein Andenken, noch der Ehrerbietung gegen das Christenthum. Die Wahrheiten des christlichen Erlösungsglaubens tragen ihren Werth in sich selbst, dem auch durch den Beifall des Größesten nichts hinzugethan wird, und dessen Verkennung auch dem Größesten die bitteren Stunden des Lebens bitterer und die Einsamkeit des Alters einsamer macht. Und die Pietät gegen den großen Todten erträgt keine Übermalung seines Bildes, welche der Lebende abgelehnt haben würde. Es bleibt bestehen, daß in Friedrich ein Gemüth von tief religiöser Anlage der kirchlichen Gestalt christlicher Lehre fremd geblieben ist. Nicht durch Unkenntniß. Der reiche Geist, der als Kronprinz die Werke des Chrysostomus mit solchem Ernst studirt hat, daß er noch zwanzig Jahre nachher die glänzendsten Ausführungen des großen Redners wortgetreu wiederzugeben im Stande war; der mit den Schriften von Fénelon und Bossuet, mit den Reden der großen Prediger Fléchier, Massillon, Saurin als König jahrelang den vertrautesten Umgang gepflogen; der während der Belagerung von Schweidnitz die 36 Bände von Fleury's Kirchengeschichte durchgearbeitet hat: auch in theologischer Kenntniß war er ein Wissender. Sondern er ist der kirchlichen Lehre fremd geworden durch die Gewaltsamkeit einer Jugendbildung, welche anstatt nach der königlichen Regel Christi die religiöse Erkenntniß aus dem erlebten Werth des Christenthums erwachsen zu lassen, den bohrenden Geist des Jünglings in die abgründigen Fragen von göttlicher Allbestimmung und menschlicher Freiheit hineinstiefs. Und daß er ihr fremd geblieben, liegt in dem Rahmen der göttlichen Geschichtsleitung, welche der Gestalt des religiösen Lebens im vorigen Jahrhundert ihr Gepräge gegeben.

Der Überreizung der großen Religionskriege war eine tiefe Übermüdung gefolgt. Verstaubend lagerten die feinen Gespinnste

der Scholastik des 17. Jahrhunderts über den starken Grundmauern der gesunden und einfachen Volksfrömmigkeit, welche die Reformation wiederhergestellt und den nachkommenden Geschlechtern hinterlassen hatte. An diese Volksfrömmigkeit knüpfte der Versuch der pietistischen Bewegung, eine Neubelebung der Kirche herbeizuführen. Herzensreligion, thätige Frömmigkeit des Einzelnen sollte die Stelle des Lehrstreites einnehmen. Und Großes in solch frommen Werken der Einzelnen hat der Pietismus geleistet. Aber von der kirchlichen Theologie angefeindet, gewann er früh eine kümmerliche Enge, die ihn nicht verließ, als er zur Macht gelangt war. Das Ganze preisgebend, die Forderungen an den Einzelnen krankhaft überspannend, ohne den freudigen Geist Luther's, ohne wirkliche Volksthümlichkeit, ohne Wissenschaft hat die edel begonnene pietistische Bewegung schliesslich den Verfall der Kirche als Volksgemeinschaft eher beschleunigt als aufgehalten. Sollte aus den Trümmern ein neues Leben aufgehen, es wäre für diese Neugeburt nichts so hinderlich gewesen, als die künstliche Aufrechterhaltung des Lebensunfähigen. Freiheit für jegliche Energie geistiger Arbeit: das war die Lebensbedingung, unter der allein aus dem unzerstörten Grunde des religiösen Volksgemüths die Keime auch für eine Verjüngung von Kirche und Theologie zum Lichte ringen konnten. Allerdings nicht anders als auf die nächste Gefahr einer vorübergehenden Verarmung hin stand diese Freiheit zu gewähren. Der Theorie nach blieb die kirchliche Lehre im alten Recht des Hauses, aber thatsächlich ging der religiöse Besitzstand zumal der Leitenden zurück auf jene allgemeinsten Wahrheiten der Religion, welche zwar unserm Volke ebenfalls nur durch das geschichtliche Christenthum übereignet sind, deren Zusammenstimmung aber mit den Elementen alles sittlichen Denkens so unmittelbar einleuchtet, daß, wer sie mit Bewußtsein hat, glauben mag an ihnen einen Erwerb seines natürlichen Denkens zu besitzen.

Das ist der religiöse Charakter der Zeit, der in Friedrich eine

seiner bedeutsamsten Ausprägungen gefunden hat. Horchen wir in seinen reichlich quellenden Selbstbekenntnissen vergeblich auf Klänge, wie Versöhnung, Vergebung, ewiges Leben, so fehlt es keineswegs an Äußerungen tiefen Gefühls für die unvergängliche Schönheit der Sittenlehre Jesu in den Evangelien. Und ergreifen der wie Friedrich redet keiner seiner Zeitgenossen von der Gewißheit des Daseins Gottes, von der unerforschlichen Weisheit der Vorsehung, die über der Welt waltet, von der Majestät der Gottheit gegenüber der äußeren und inneren Nichtigkeit alles Irdischen. Weniger das Gepräge religiöser Selbstbeurtheilung als das einer scharfen Weltbeobachtung tragen jene starken Äußerungen, mit denen er, herrschender Seichtigkeit gegenüber, seine Überzeugung von der Allgemeinheit der menschlichen Sünde bekannt hat. Aber aufrichtige Beugung vor Gott ist es, wenn er durch persönliches Edikt den bisher anders gewöhnten Schlesiern untersagt, vor dem Könige auf die Kniee zu fallen: das gebühre nur Gotte; oder wenn er die Majestätstitel, mit denen Friedrich I die Fürbitte für den Regenten im Kirchengebet umrahmt hatte, schweigen heisst und vor Gott nur als „Gottes Knecht, der König“ genannt sein will.

Und jene Freiheit der geistigen Arbeit, in deren Gewährung das Heil einer reicheren Zukunft lag, hat er mit königlicher Hand gesichert. Mitten unter dem Härtesten, was ein deutscher Mund wider den Philosophen von Sanssouci gesagt, lesen wir in Arndt's Geist der Zeit das Wort warmen und wahren Lobes: „Dadurch wurde Friedrich der Anzünder tausendfachen Lichtes, daß er, der Mächtige, Menschenwort und Menschenschrift furchtlos und frei schalten liefs.“ In der That, wie in Friedrichs Thaten und Schriften wurzelt, was Kant über die Pflicht und Herder über die Menschlichkeit gelehrt haben, so ist von seinem Handeln und Regieren Lessing's Verkündigung der Duldsamkeit und die Lehre Fichte's abgezogen, daß der Staat die Aufgabe habe, jedem sittlichen Willen die Sphäre freier Bethätigung zu sichern.

Die Duldung Friedrichs ist anders geartet als jene romani-
sche Toleranz, welche von Mark Aurel bis auf Voltaire selbst in
der Duldung die Züge des nämlichen Fanatismus trägt, den sie am
Gegner rügt: duldsam nur für die sympathische Meinung, aber un-
duldsam bis zum ekasirenden Haß, wo ihr religiöse Eigenart be-
gegnet; ohne Gefühl für das Recht der Persönlichkeit. In der vol-
len Anerkennung dieses Rechtes liegt der deutsche Charakter der
Duldung und des Freiheitsschutzes, den Friedrich gewährte. Je
weniger es Männern, wie dem Lutheraner Ziethen oder dem Cal-
vinisten de Catt gegeben war, aus ihren christlichen Positionen dem
Könige gegenüber ein Hehl zu machen, um so höher hat er sie ge-
achtet, um so vertrauter mit ihnen gehandelt. Weit über Preussens
Grenzen hinaus hat seine Denkart die religiösen Gegensätze in un-
serm Volk gemildert, hat auch im römischen Lager milden Strö-
mungen Macht gegeben, hat bewirkt, daß 1813 anstatt der alten
Zerklüftungen ein einmüthiges Volk aufstand den Feind zu werfen,
der sich bewußt war mit der deutschen Nation den deutschen Glau-
ben zu zertreten. Und nicht minder war für die Kirche selbst die
Duldsamkeit des Königs die Luft, unter deren Wehen die Keime
einer lebensvollen Zukunft sprossen und erstarken konnten. Allent-
halben regte es sich; ein selbständiges religiöses Leben erwachte
auf den Höhen der Dichtkunst, unter den Stillen im Lande, an
den alten Sitzen ererbter Bürger- und Rittertugend; glühte auf ver-
streuten Heerden, um zur rechten Stunde, da der Alte der Tage
sich zu Gericht setzte und die lose Spreu hinwegwehte, in mäch-
tiger Flamme emporzulodern und das ganze Land zu erfüllen.

Nur eine sei hervorgehoben unter den Beziehungen dieser
Art, welche die Duldung Friedrichs auch mit der Stiftung unserer
Universität verknüpfen. Aus der skeptischen Dialektik Bayle's, die
ihn wie Friedrich mächtig angezogen, war der Graf Zinzendorf durch
Lebensführung und Genius zu einer eigenartigen Auffassung des
Christenthums übergeleitet, welche mit zukunftsreichen Gedanken

über die Bedeutung Jesu und den Werth der kirchlichen Gemeinschaft mancherlei Wunderlichkeiten verknüpfte, die in Friedrichs Denkweise nur den kräftigsten Gegensatz herausfordern konnten. Als aber die Zinzendorf'sche Gemeinde den Beweis der Tüchtigkeit und der Leistung zu führen begann, war Friedrich der erste, der durch die Generalconcession von 1742 den Herrnhutern die Anerkennung des Staates und die freie Siedelung in Schlesien gewährte. Die Herrnhutergemeinden haben dem preussischen Staat ihren Dank abgestattet, als einer ihrer Zöglinge, Schleiermacher, seine Geschicke aufs engste mit denen unserer werdenden Universität verknüpfte: von ihm und von hier ist die Neugeburt ausgegangen, deren die protestantische Kirche und Theologie bedurfte. Und diese Neugeburt ist nicht eingetreten, ohne daß zuvor das Scheitern des Wöllner'schen Versuchs, das Verwelkte künstlich durch Gewalt von aussen wiederzubeleben, den Weg Friedrichs nicht bloß als den besseren, sondern als den einzig richtigen dargethan hätte.

Hat Friedrich dem Wachsthum des neuen Lebens Raum geschafft, so hat er den Boden, aus dem allein es sprossen konnte, den alten Boden deutscher Volksfrömmigkeit gerecht und treu behütet. Die Religionsübung eines Volkes — das war sein Grundsatz — ist ein wesentliches Stück seiner Glückseligkeit; darum ist der Fürst ihr geborener Schirmherr. Kirchen und Schulen wuchsen unter den Schritten dieses Eroberers empor; im Lager und auf dem Marsch umklangen ihn die Weisen des deutschen Kirchenliedes; unter all seinen Schulverordnungen ist keine, die nicht den Unterricht der Volksjugend mit allem Ernst auf die Religion gründete. Und mit bewundernswerther Einsicht erkannte er eine große Aufgabe, die auf diesem Gebiet der Universität obliegt: die nämlich, die schlichte Religiosität des Volkes in steter Berührung mit seiner höchsten Geistesarbeit zu halten, und durch diese Vermittelung die Einheit des Volkes zu bewahren. Nur kärgliche Notizen sind uns erhalten über jene Anleitung zum theologischen Studium, wel-

che der König 1759 im Kriegsquartier zu Freiberg entworfen. Aber sie reichen aus zu erkennen, wie treffend er wesentliche Bedingungen zur Führung des geistlichen Amtes beurtheilt: sichere Bibelkenntniß, gründliches wissenschaftliches Studium der heiligen Schrift, und eine Psychologie, die in der Kenntniß der besten Schätze alter und neuer Litteratur ihre Rüstkammer hat. Und wie klar ihm bewußt war, daß ihm von der Vorsehung die Aufgabe gewiesen sei, die protestantische Sache in Deutschland und Europa zu vertreten; wie wenig er jemals die Machthaber der Hierarchie darüber im Unklaren gelassen, daß in Preußen Niemand herrsche als Preussens König: dem wirklichen religiösen Bedürfen seiner katholischen Unterthanen hat er die gleiche treue Sorge zugewandt wie dem der evangelischen. Nicht weil er die Jesuiten liebte, auch nicht blos aus politischen Gründen hegte er sie an seinen katholischen Bildungsanstalten, auch nachdem der Papst den Orden aufgelöst: sondern, wie er oft genug ausführt, weil nur an diesem Orden er Eifer und Befähigung für den Unterricht und namentlich für die Leitung theologischer Studien wahrzunehmen glaubte. —

Es hat etwas Ergreifendes, die Entsagung zu beobachten, mit welcher dieser starke Geist, wo es um sein Volk sich handelt, sein Selbst zurückdrängt, um nur das Bedürfen des Volkes zu fragen und in dieses alle Kraft seines Gemüths und Willens hineinzulegen. Was er vom Fürsten fordert, daß er niemals sein Herz zum Genossen der Irrthümer seines Verstandes werden lasse, das selbst zu leisten ist ihm ein heiliger Ernst gewesen. In erhabener Einfachheit tritt auch hier vor Augen, was an dem Großen das Größeste war: seine Pflichttreue. Nicht von der Stoa hat er dieß Entsagen, dieß Leisten gelernt. Die Stoa stellt das Thun des Weisen auf ihn allein und läßt es in ihm beschlossen sein. Sondern es ist die edle Gestalt des Fürstenberufs, in welcher die Reformation deutsches und christliches Erbe vermählt hat; es ist die hohe Auffassung der Reformatoren von der Berufspflicht, die der König auf

seinem Throne, der geringste Knecht in seinem Tagewerk, jeder an seinem Orte sich vorgezeichnet findet, und in deren hingebender Erfüllung wir unseren Dienst im Reiche Gottes thun. Diese sittliche Frucht, welche die Reformation nicht bloß für die evangelische Kirche, sondern für unser ganzes Volk getragen: ihrem mütterlichen Boden ward sie wiedergegeben, als Friedrich Wilhelm III unserer Hochschule wenige Wochen nach ihrer Gründung die Losung auf den Weg gab, jegliche Tüchtigkeit der Wissenschaft und Kraft der Gesinnung zu pflanzen auf dem Grunde „einer wahren Religiosität ohne Zwang und Schwärmerei und einer Gewissensfreiheit ohne öffentliches Ärgerniß“. Sind wir auf der Bahn, die er gewiesen, reicher geworden auch am religiösen Erbe der Reformation, so liegt für uns das Heil der Zukunft darin beschlossen, daß wir daneben nicht verarmen an jenem sittlichen Erbe.

Daran gemahnt uns bei jedem Eintritt in dieß Haus die Erzgestalt Friedrichs des Großen. Zum Aufgange des Lichts gerichtet wendet sie das Haupt zur Universität herüber, die ihr das volle Antlitz zukehrt. Der Blick des großen Königsauges, der sonnig in Güte oder blitzend in Strenge jedem, der ihn geschaut, unvergeßlich blieb, er trifft auch uns, ermuthigend und sichtigend. Und nicht besser werden wir unter solcher Mahnung des Ahnen den Dank gegen den erhabenen Stifter dieser Hochschule abzutragen vermögen, als durch die Erneuerung des Gelübdes, ein Geschlecht von Männern sein und werden zu wollen, denen der Dienst an der Wissenschaft ein Gewissensdienst vor Gott, denen die Ehre und Freiheit der Wissenschaft eins ist mit der Ehre und Freiheit des Vaterlandes, und denen der Gehorsam gegen die erkannte Pflicht das oberste Lebensgesetz ist.
